

Andreas H. Buchwald

Geschichten aus der Jakobsmuschel

Der Weg zum eigenen Weg

Teil 3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2012

© AndreBuchVerlag

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

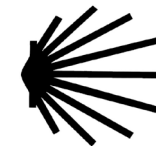
Bildmotiv Einbandvorderseite: Uwe Wodzinski

Einbandgestaltung: Marion Christiansen

Druck und Bindung: Druckerei Jürgen Wieprich, Dessau

ISBN 978-3-942469-02-9

www.andrebuchverlag.de



ANDREBUCHVERLAG

Den Zurückkehrenden

Vielleicht werde ich eines Tages verstehen, dass die Menschen immer zur rechten Zeit an dem Ort ankommen, an dem sie erwartet werden.

Paulo Coelho

Santiago de Compostela barg nur wenige Geheimnisse, wenn man bedachte, welchen Ruf das weltbekannte iberische Pilgerfahrtsziel genoss, besonders seit dem Beginn des neuen Jahrtausends. Innerhalb einer Viertelstunde hatte Florian die Altstadt durchquert, eine Musik-CD und eine *Tarta de Santiago**¹ erstanden und zwei Straßenmusikern jeweils eine Münze gespendet. Den Klageliedern dreier Bettlerinnen hatte er tapfer widerstanden, weil er irgendeine hinterhältige Masche befürchtete.

Als er diese Stadt zum ersten Mal gesehen hatte, war er so sehr mit den Ereignissen beschäftigt gewesen, die sein eigenes Schicksal betrafen, dass er ihr Licht und ihren Schatten kaum hatte wahrnehmen können. Seiner Neugier war es zu verdanken, dass er nun wiederum auf der *Praza do Obradoiro* stand und die angekommenen Pilger gewissermaßen von außen betrachtete. Wie die meisten von ihnen hatte auch er sich im vergangenen Jahr vor der großmächtigen Kathedrale fotografieren lassen, in deren Innerem die Jakobusstatue stand, die beinahe pausenlos von zahllosen Wunderdurstigen umarmt wurde. Nun aber fiel ihm auf, dass das Gebäude sichtlich reparaturbedürftig war und auf seinen Mauervorsprüngen und Türmen genügend fruchtbaren Boden für die verschiedensten Kräuter und Gräser bot.

Was war es demnach, welche Kraft trieb Pilger wie Touristen, die Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat und Jahr

* Anmerkungen auf Seite 261.

für Jahr hierher kamen in der unverkennbaren Erwartung, sich einem Geheimnis zu nähern? Vor kurzem noch war Florian einer von ihnen gewesen und Bettina, die in der kleinen Pension in der *Rúa da Algalia de Arriba* auf ihn wartete, ebenfalls.

Geheiratet hatte er die einstige Wandergefährtn nicht, aber er konnte sich nicht vorstellen, sich jemals wieder von ihr zu trennen. Frei und unkompliziert, wie sie war, fühlte er sich durch sie unterstützt und erhoben, erst recht jetzt, nachdem er vor Wochen seinen eigenen Verlag gegründet hatte, mit Hilfe eines alten Freundes, der überraschend aufgetaucht und bereit war, mit seinem nicht unbedeutenden Vermögen das Fundament des kleinen, aufkeimenden Unternehmens zu festigen.

Florians Erinnerungen an den *Camino* waren noch kaum verblasst und kehrten schnell wieder. Er schlenderte von einer Steinbank zur nächsten und musterte die Menschenscharen, die am späten Vormittag auf den Platz strömten.

Jeder von ihnen, der als Pilger hier ankam, erlebte einen oder bisweilen sogar mehrere Tage großer Freude, je nach Person und Charakter. Doch wer länger hier verweilte, begriff nur zu bald, dass weder die Kathedrale noch die Stadt das ersehnte Mysterium enthielten, sondern der Weg selbst. Dadurch machte sich ein Gefühl der Enttäuschung breit und viele bestanden deshalb darauf, weiterzugehen, bis zum Ende der Welt, dem Kap Finisterre oder *Fisterra*, wie die Galizier es nannten.

Die wunderschöne Atlantikbucht, die etwa neunzig Kilometer von hier entfernt ein Zusatzziel des *Camino* bildete, war ein Kleinod landschaftlicher Schönheit und bei ruhigem Wetter strahlte sie etwas aus, was man mit der Bezeichnung „majestätischer Frieden“ nur annähernd beschreiben konnte. In stundenlangender Meditation saßen ihre Betrachter an den Abenden versunken auf den Felsen und blickten nach innen, auf's Meer hinunter oder zur sinkenden Sonne.

Im vergangenen Jahr war Florian ebenfalls dort gewesen. Al-

lerdings hatte er den Bus genommen wegen der knappen Zeit bis zu seinem Rückflug. Bettina aber hatte den Weg zum Kap zu Fuß kennengelernt und zuweilen schwärmte sie noch davon.

Dennoch: Man konnte das Erlebte, die einzelnen täglichen Überraschungen, die Fülle und das Glück des *Camino* nicht festhalten. Wer die Stadt des heiligen Jakobus erreicht hatte und mehrmals die *Rúa do Franco*, die *Rúa do Vilar* und die *Rúa Nova* entlang geschlendert war, erkannte allzu bald, wie das Banale ihn einzuholen drohte. Wohl ließen sich hier noch einige beeindruckende Orte aufsuchen, die *Alameda* etwa oder der *Parque de Belvís*, wo das prächtig angelegte *Seminario Menor*² zum Verweilen einlud. Der geheimnisvolle Fluss aber, der einen entlang des Weges mit sich trug und nach jeder Biegung neue, überraschende Einsichten offenbarte, mündete hier und entließ sein Treibgut den unerbittlichen Mächten des Alltags.

Viele der Pilger, besonders diejenigen, die keinem regulären Broterwerb nachgingen, legten den *Camino* noch ein weiteres Mal oder öfter zurück und hofften wahrscheinlich, seinen Zauber auf diese Weise in ihrem Leben halten zu können. Doch Florian war auch Menschen begegnet, die sich die ehrliche Einsicht erlaubten, dass man Einmaliges unmöglich wiederholen konnte.

Die Kraft der Erinnerung brachte so manchen hierher zurück, das sah er an sich selbst. Und mancher wusste wohl nicht so recht, was ihm die ganze Wanderung letztlich gebracht hatte und hoffte, er werde es nach mehreren Neuauflagen erkennen. Darüberhinaus gab es noch diejenigen, denen es einfach nur darauf ankam, ihre sportliche Kondition auf den Prüfstand zu stellen.

Ein junger Mann sprach ihn an, in bestem Deutsch.

„Haben wir uns nicht schon mal gesehen? Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtnis und ...“

„Nicht dass ich wüsste“, versetzte Florian und musterte den Jüngling, an den er sich keineswegs zu erinnern vermochte.

„Doch, wir haben“, behauptete dieser beharrlich. „Du bist doch Deutscher, oder? Aus Sachsen, stimmt’s?“

Zunehmend verblüfft betrachtete Florian den jugendlich und gleichzeitig ein wenig zerknittert aussehenden Menschen, der die Frechheit besaß, ihn zu duzen und so treffsicher einzuordnen.

„Na, so daneben liegst du wirklich nicht“, gestand er. „Sollten wir uns im vorigen Jahr begegnet sein und ich habe das vergessen?“

„Du hast es vergessen, ich nicht“, behauptete der Andere. „Ich bin Hans, hab mal eine Weile hier gelebt.“

„Und da sollen wir uns begegnet sein?“

„Wir haben nicht miteinander gesprochen“, erläuterte Hans geduldig und kramte in seiner Tasche, bis er zwei Büchsen Bier zutage förderte. „Aber ich vergesse ein Gesicht wie deins niemals.“

„Ich fürchte, du musst mir helfen“, erwiderte Florian unbeholfen, dessen Neugier nun wuchs. „Erzähl einfach.“

„Meine Geschichte ist etwas länger“, meinte Hans und öffnete eine der Blechdosen so geschickt, dass nicht der kleinste Spritzer auf Hand oder Hose landete. „Auf das Wiedersehen, Kumpel!“

Er nahm einen tiefen Schluck und bedeutete dem Sachsen, er solle ebenfalls zugreifen. „Die andere ist für dich, ich besitze kein Pferd, das ich tränken müsste.“

Endlich ließ sich Florian auf das Spiel ein, nahm die zweite Büchse, öffnete sie, trank ebenfalls und beäugte seinen neuen Bekannten erwartungsvoll.

Dieser bat mit einem Handzeichen um Geduld, bis das Glockenspiel der Kathedrale, das soeben eingesetzt hatte, wieder verebbte und begann danach mit der Schilderung seiner Erlebnisse.

Auf der Straße

Jeder Tag kann der entscheidende sein, kann mein Leben von Grund auf verändern. Wenn ich das nicht geglaubt und gehofft hätte, wäre wahrscheinlich längst der Strick zu meinem Schicksal geworden. Vielleicht aber nicht unbedingt, denn der Mensch ist ein Gewohnheitstier und davon nehme ich mich keineswegs aus.

Aber ich erzähle meine Geschichte lieber von Anfang an. Für mich wurde dieser verhexte Pilgerweg nämlich zum Verhängnis und jahrelang fristete ich mein Leben als Bettler in den Straßen von Santiago.

Ob das jemals so vorprogrammiert war, vermag ich nicht zu sagen. Zumindest stamme ich aus einer begüterten Familie im Süden Deutschlands und von daher gesehen nimmt sich mein Schicksal beinahe widersinnig aus.

Meine Eltern waren Leute „nach altem Schrot und Korn“, wie man so sagt. Sie wollten oder konnten mich nicht verstehen. Dorf, Bauernhof, strenge Frömmigkeit, was will man da erwarten?

Die Scham befällt einen Mann wie meinen Vater, wenn einer seiner Söhne nichts Vernünftiges zuwege bringt, plötzlich aufmuckt und behauptet, er wolle Maler werden. Nicht unbedingt nach dem Vorbild eines Gauguin oder Velásquez oder Rembrandt, aber doch wenigstens Zeichner à la Robert Gernhardt³ vielleicht oder Heinrich Zille⁴. Womit ich sagen will, dass es nicht gerade meine Absicht gewesen war, mich auf Land-

schaften zu beschränken, sondern ich bannte ziemlich gerne Menschen auf Papier und zwar möglichst nackt und weiblichen Geschlechts.

Als mein Vater mich fünfzehnjährig dabei erwischte, wie ich mit einem Bleistift versuchte, die Konturen der zwanzigjährigen Nachbarstochter auf einem weißen A3-Blatt zu verewigen, während sie mir in der Scheune völlig unbekleidet Modell saß, setzte es Hiebe und erste Androhungen, mich zu verstoßen. Er, der geachtete Bauer werde sich nicht zum Gespött der Leute machen, nur weil sein Sohn ein Nichtsnutz sei, der überdies Gottes Gebote missachte.

Ich wusste, wie recht er damit hatte, denn ich beherrschte tatsächlich nichts von dem, womit anständige Menschen ihr Geld verdienen. Und nicht einmal mein erstes williges Aktmodell fand den Ansatz der Zeichnung gut, die ich von ihm angefertigt hatte.

Ich schämte mich meiner Neigungen und ging Bleistiften, weißem Papier und Mädchen aus dem Wege. Mühevoll und zähneknirschend erledigte ich alles, was meine Eltern mir auftrugen und träumte davon, auszuwandern und mein Glück irgendwo in der Welt zu suchen.

In der Schule ging es ebenfalls bergab mit mir, so dass ich beschloss, einen unwürdigen Abschluss zu vermeiden. Ich musste mein Heimatdorf verlassen, bevor man mir ein geradezu niederschmetterndes Zeugnis aushändigte.

Nach eingehender Beratung mit einem anderen Tunichtgut, einem Quartalssäufer aus dem Nachbarort, gelang es mir tatsächlich, einen Rucksack mit den notwendigsten Habseligkeiten sowie Proviant für zwei Tage zu packen und eines Nachts klammheimlich dem Haus meiner Eltern den Rücken zu kehren. Heutzutage mag so etwas eher selten vorkommen, aber ich habe es eben nicht länger ausgehalten, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt erst sechzehn war. Sicherheitshalber hatte ich meiner

Mutter einen Zettel in die Jackentasche gesteckt, auf dem stand: *Versucht nicht, mich zu finden. Mir geht es gut und ich kehre zurück, wenn's mir noch besser geht. Danke für alles! Hans.*

Der Mann, der mir half, hatte mir empfohlen, so schnell wie möglich die Berge anzusteuern und immer nach Süden zu gehen, um alsbald die Grenze zu überschreiten. Wenn ich mich erst einmal in der Schweiz befände, sei es schwieriger, mit Hilfe der Polizei nach mir zu forschen, hatte er behauptet, denn die Eidgenossenschaft gehöre nicht der Europäischen Union an. Ich hingegen hoffte, dass sie überhaupt nicht nach mir suchen würden und froh wären, mich so leichten Kaufs vom Halse zu haben.

Wahrscheinlich verzichteten sie tatsächlich auf eine Großfahndung, denn sonst hätten sie mich bestimmt leicht wieder eingefangen, ahnungslos und naiv wie ich war. Nachdem der besagte Trunkenbold mir eine Wanderkarte gegeben hatte nebst ein paar guten Tipps, trottete ich einsam und unbehelligt kaum benutzte Wege entlang, war froh, dass der beginnende Sommer mir warmes und trockenes Wetter sandte, so dass ich unter Bäumen schlafen konnte, und merkte bald, dass ich mich unversehens in Frankreich befand. Das bedeutete zwar, dass ich irgendwo einen Fehler gemacht und die Schweiz verfehlt hatte, wahrscheinlich aber auch, dass sie mich in Frieden ließen und tatsächlich nicht verfolgten.

Nun aber wurde es schwierig. Denn das wenige Geld, über das ich verfügte – in puncto Taschengeld war ich immer kurz gehalten worden und hatte kaum etwas gespart –, ging bereits zur Neige. Nachdem ich sechs Tage unterwegs gewesen war, vermochte ich leicht einzuschätzen, dass ich mir nur noch für etwa drei weitere die notwendigsten Nahrungsmittel und Getränke beschaffen konnte.

So etwas wie ein Konto, wie es heutzutage für die meisten jungen Leute spätestens ab sechzehntem Geburtstag verfügbar